

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Mohr, Franz: Das sechste und siebte Buch Mosis

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

dies seiner Kindheit und die Sehnsucht seiner Jugendjahre! Was könnt' er sich mehr wünschen und mehr verlangen? . . . Die ganze Welt kommt ihm vor wie ein Rosengarten, wenn er von seinen Gründen aus in die Weite schaut, und wo Himmel und Erde ineinander verschwimmen und verschimmern, wähnt er die Engel auf- und niedersteigen zu sehen, wie es in den Schulbüchern zu lesen ist.

Nur wenn er über die Gemarkung seines Eigens und über die Umfreitung seines Glückes hinauskommt, fallen ihn Mergel und Ekel an wie ein Rudel kläffender Hunde. Der Friedensschluß zieht sich immer mehr und mehr hinaus, und die Feinde und Widersacher des Deutschtums arbeiten unterdessen mit allen Mitteln, dieses so weit wie möglich zu vernichten. Die Tschechen möchten am liebsten ganz Oesterreich einheimen und werden von Tag zu Tag anmaßender und frecher. Sie haufen allenthalben im deutschen Gebiet wie die Bandalen in einem eroberten Feindesland, setzen alle Beamten ab, die nicht den Eid leisten für die neue tschechoslowakische Republik, entlassen alle Deutschen aus Privatbetrieben und setzen sie kurzerhand auf die Straße, und sie schieben einfach nach Deutschösterreich ab, wer sich diesen rechtlosen Verhältnissen nicht fügen will. Die Legionäre stehen nach Tschechenart wie die Dohlen und plündern, wo sie ihnen Passendes finden. Deutsche Schulen werden als überflüssig geschlossen und dafür tschechische errichtet, und die amtlichen Kundmachungen erscheinen zumeist nur in tschechischer Sprache.

Die Hoffnung, zu Deutschösterreich und damit zum Reich zu kommen, schwindet von Tag zu Tag mehr und schafft den trübsten Befürchtungen Raum.

In den Bergeinöden oben aber härtet diese Zeit des Zagens und Hoffens und der Enttäuschungen Sinn und Trutz.

Justament nicht! Der Waldgau und ganz Deutschböhmen sind deutsch geblieben durch Hunderte von Jahren und trotz aller Fährlichkeiten, und die deutsche Heimat soll und muß deutsch bleiben trotz der neuen Heimsuchung bis . . . der Tag der Befreiung und Erlösung anbricht. . .

### Das sechste und siebte Buch Moses.

Von Franz Mohr.

Der geneigte Leser wird denken: mit dem seiner Bibelfestigkeit ist's auch nicht weit her, sonst müßte er wissen, daß es kein sechstes und siebtes, sondern nur fünf Bücher Moses gibt. Das lernt man schon in der Volksschule. Richtig! Aber das sechste und siebte Buch Moses, von dem der Verfasser etwas erzählen will, steht nicht in der Bibel, wohin es auch nicht

gehört; es ist auch nicht von Moses geschrieben, sondern von Leuten, die gern auf die Dummheit der Menschen spekulieren, und enthält den schauerlichsten Blödsinn, den man sich denken kann. Gekauft wird es von solchen, die gerne rasch reich werden möchten. Das sechste und siebte Buch Moses sagt es ihnen ganz genau, wie sie es anstellen müssen, um auf einen Schlag ganze Fässer voll Gold zu bekommen. Sie brauchen nur den Teufel oder einen Unterteufel zu beschwören, und wie das geschehen muß, ohne daß einem der Hals umgedreht wird, lehrt eben das sechste und siebte Buch Moses. Daß es im 19. Jahrhundert noch Leute gab, die an solchen Unfimm ihr gutes Geld verschwenden, ist leider nur allzu wahr. Die Dummen sterben nie aus und die, die ohne das vermaledeite Schaffen gut leben möchten, erst recht nicht. Manchem ist der Reinfall mit dem sechsten und siebten Buch Moses aber doch heilsam gewesen, in einem Falle ist sogar einer dadurch vom Saufen geheilt worden, und das will ich erzählen. 's ist kein aus dem Finger gefogenes Geschichtchen, sondern 's ist tatsächlich so vorgekommen.

Lebte da in einem Dorfe der Westpfalz der Steinhauerhenrich mit seinem Weib, der Kathel, schlecht und recht, wie es so üblich ist unter seinesgleichen. Der Henrich verstand sein Handwerk und verdiente hübsches Geld. Selbst im Winter, wenn es in den Steinbrüchen keine Arbeit mehr gibt. Da machte er für die Bauern, die im Sommer gestorben waren, schöne Grab-einfassungen; manchmal entstand sogar ein Grabstein mit einer vergoldeten Inschrift und einem Palmzweig darauf unter seiner geschickten Hand. Da auch seine Kathel mit Nähen manches Märlein verdiente, hätte es dem Henrich eigentlich an nichts zu fehlen brauchen, wenn er nur eine Untugend nicht gehabt hätte. Er behauptete, sein Handwerk sei außerordentlich ungesund; denn der Steinhauer müsse so viel Staub einatmen, daß seine Lunge schließlich nicht mehr recht arbeiten könne. Darin hatte der Henrich recht; nicht recht hatte er aber mit seiner Behauptung, der Staub müsse mit viel Tränklein, womöglich gebranntem, aus den Lungenflügeln geschwenkt werden, dann werde auch der Steinhauer ein alter Mann; denn die Flaschen voll Bier und Schnaps, die der Henrich seiner Gesundheit zuliebe täglich die Kehle hinunterrinnen ließ, gingen nicht durch die Lunge und konnten sie deswegen auch nicht ausschwenken, sondern sie raumen in den Magen, und benebelten den Kopf derart, daß sein Träger nur zu häufig mit einem Mordsrausch heimwankte. Wenn dann die Kathel etwas sagte, dann gab's einen Krach; mitunter fiel auch noch etwas anderes für sie ab, und weil sie mit der Zeit sah, daß ihr Henrich anscheinend dem Saufteufel rettungslos verfallen war, schwieg sie und trug ihr Unglück,

wie so viele andere Frauen, ergeben und mit dem Gedanken, daß es einmal ein Ende nehmen werde, so oder so.

Es nahm auch ein Ende, nicht aber, wie gewöhnlich, mit Schrecken und Jammer, sondern mit eitel Wohlgefallen. Mit dem schon fast verlorengegebenen Steinhauer ging plötzlich eine Wandlung zum Guten vor, so plötzlich, daß es der Kathel fast unheimlich wurde. Denn was da eines Abends geschah, kam ihr beinahe vor wie ein Wunder.

Der „Zahltag“ endete für Henrich immer mit einem besonders schweren Trunk. Das stand so fest wie das Einmaleins. An diesem Samstag aber kam er früher als sonst nach Haus und war noch dazu völlig nüchtern. Die Kathel schlug, als sie ihn kommen sah, die Hände über dem Kopf zusammen, und als er gar mit einem freundlichen Gruße eintrat und sein Weib mit einem zärtlichen „Kathchen“ anredete, glaubte die arme Frau im ersten Augenblick, ihr Mann sei übergeschnappt. Als er indessen ganz vernünftig redete, ja mit seinen zwei kleinen Buben scherzte, anstatt sie zu knuffen, mußte sie diesen Gedanken aufgeben. Vergebens zerbrach sie sich aber den Kopf darüber, was den Mann wohl so gründlich verändert habe. Noch rätselhafter erschien ihr sein Benehmen in der folgenden Zeit.

Was war nun eigentlich in den Henrich gefahren? Zu den Neunmalklugen im Dorf gehörte der Schreinerphilipp. Der hatte auf Grund einer Zeitungsanzeige sich das sechste und siebte Buch Moses kommen lassen und war zwei Tage darauf außer Hand und Band. Da stand zu lesen, wie man Geister bannt, wie man vergrabene Schätze hebt, wie man die schönsten Hexen- und Zauberstücklein zum Nutzen und Unnutzen der lieben Nebenmenschen ausführen kann. Dem Henrich hatte er diesen Schatz von Weisheit geliehen, und der ging gleich aufs Ganze. Ein Rezept beschloß er auszuführen. Es war so ziemlich das einfachste, und man lief auch keine Gefahr dabei, den Hals umgedreht zu bekommen. Also: Auf jungfräuliches Pergament mußte eine Zauberformel von dem Betreffenden selbst abgeschrieben werden. Sechs Wochen lang hatte er jeden Abend vor dem Schlafengehen diese Formel bei drei brennenden Kerzen herunterzusagen; am letzten Abend werde dann — so hieß es in der Anweisung — „einer kommen“ und die Nummer angeben, die in der Lotterie mit dem großen Los gezogen werde. Das war zwar nicht schwer auszuführen, die Nebenumstände fielen jedoch für Henrich besonders ins Gewicht. Während dieser sechs Wochen durfte er keinen Tropfen Alkohol trinken — Wasser war ihm eimerweise gestattet —, außerdem mußte er ein des frömtesten Christenmenschen würdiges Leben führen, mußte sanftmütig sein

wie eine Taube und wohlthätig gegen jedermann, besonders gegen Arme, kein erleichternder Fluch durfte seine Lippen entweichen, und wenn ihm einer eine Ohrfeige auf die linke Backe versetzte, mußte er ihm auch die rechte noch hinhalten zur selbigen Behandlung. Verfehlte er sich auch nur ein einziges Mal gegen diese Vorschriften, so war der Zauber gebrochen. Dazu durfte er keinem Menschen etwas von seinem Tun verraten.

Ewig denkwürdig blieb der Kathel der erste Abend, an dem der Henrich diese Weisungen ausführte. Feierlich leuchteten die drei Kerzen auf dem kleinen Tisch im gemeinsamen Schlafzimmer. Gesenkten Hauptes trat der Henrich heran und entfaltete ein knisterndes Schriftstück, um mit zitternden Lippen und ungeheurer Anstrengung der die fremden Laute nicht gewohnten Zunge — das Zeug war lateinisch — das „Gebet“ abzulesen. Eine gute Viertelstundt plagte er sich damit ab, dann mußte er nochmals die drei heiligsten Namen anrufen, die Kerzen auslöschten und dann unmittelbar ins Bett kriechen, um bei „beschaulichen Gedanken“ einzuschlafen. Am Morgen darauf fragte die Kathel den Henrich, was denn das alles zu bedeuten habe. Er machte ein geheimnisvolles Gesicht, schüttelte ernst und bedächtig den Kopf und entgegnete nur: „Frage mich nicht mehr; wenn die Zeit gekommen ist, wirst du es schon sehen!“

Allabendlich wiederholte sich dieses Schauspiel. Der Henrich blieb umgewandelt. Kein hartes Wort kam über seine Lippen, und was er den Seinen an den Augen absehen konnte, das tat er. Sah er einen Handwerksburschen, so rief er ihn an, speiste und beschenkte ihn, und das ihm früher so geläufige „Dummerkeil“ war aus seinem Vortschaz völlig getrichen. In der Kirche war er der andächtigste Zuhörer, um das Wirtshaus aber machte er den weitesten Bogen, der nur möglich war. Dafür war er ein um so treuerer Kunde des Brunnens. In der ersten Zeit seiner Enthaltbarkeit war ihm die Kehle immer pfennigtrocken, und er vertilgte ungläubliche Wassermengen, um den brennenden Durst zu löschen. Das aber war ihm ja erlaubt, und schließlich: sechs Wochen waren keine Ewigkeit, und im Besitze des Großen Loses konnte er das Versäumte hundertfach nachholen. Nur aushalten! Dann wollte er es auch seinen Kameraden zeigen, die ihn zuerst wegen seiner Wandlung nicht schlecht verspotteten, dann aber gewähren ließen, weil sie der festen Ueberzeugung waren, er befände sich im Beginn eines stillen Wahnsinns.

Die sechs Wochen gingen herum, und es kam der letzte, der entscheidende Abend. Zwischen elf und zwölf Uhr war jener Unbekannte zu erwarten, der dem Henrich den großen Schicksalswink geben sollte. An diesem Abend war es

ihm doch nicht so einerlei. Wenn der Geist so ausjah, wie er im sechsten und siebten Buch Moſis abkonterſeit war, dann mußte Heinrich all ſeinen Mut zuſammenraffen, um beim Erſcheinen des Fremden nicht vom Schlag getroffen zu werden. Das waren ja entſetzliche Scheuſale, die da im Bilde prangten: Hörner wie der Geißbock, lange Schwänze, ſchweifliche Frazen, dazu alle ſchwarz wie ihr Oberſter, der Teufel, in höchſteigener Perſon.

„Kathchen,“ bat er ganz kleinlaut ſeine Lebensgefährtin, „Kathchen, bleib heut abend wach, man weiß nicht, was kommen kann!“

Mit bebenden Gliedern ſah Heinrich der Geiſterſtunde entgegen. Es ſchlug elf, und er erwartete zähnelappernd das Aufgehen der Thür und die Erſcheinung

des Abgeſandten  
Virus. Es ſchlug 11<sup>1/4</sup>, 11<sup>1/2</sup>, 11<sup>3/4</sup> — die letzte Viertelſtunde mußte das Erhoſte und doch ſo Graufige bringen. Da hob es auf dem Kirchturm aus zum letzten Viertelſchlage. Klar dröhnte es in das Zimmer hinein, obwohl die Läden verſchloſſen



Gefanten Hauptes trat der Henrich heran und entfaltete ein künſtlerndes Schriftſtück.

waren: eins, zwei, drei . . . zwölf! Und die kleine Wanduhr, die Schwarzwälder, die der Heinrich einſt beim Kegeln gewonnen hatte, beſtätigte mit luſtigem Kuckuckſruf, was ihre große Kollegin verkündete. Mitternacht war mit dem letzten zwölfſten Schlag vorüber, nichts aber trat von dem ein, was der Heinrich erwarten mußte. Zerſchlagen an allen Gliedern legte er ſich nieder, innerlich doch froh, daß ihm die nähere Bekanntschaft mit dem unheimlichen Unterteufel erſpart blieb, bitter aber auch enttäuscht über das Ergebnis ſeiner ſechswöchigen ungewöhnlichen Faſten.

In dieſer denkwürdigen Nacht gingen dem Heinrich viele ſchwere Gedanken durch den Kopf. Was war ſchuld an dem Mißlingen? Er ſann und ſann, ohne ſich zurechtzufinden, bis ihm die müden Augen zuſtieten. Am andern Morgen vertrante er ſich ſeinem Weibe an, völlig zerknirscht, wie einer, über den der Stab gebrochen

war. Die Kathel lächelte nur und freute ſich über den Streich, den der Aberglaube ihrem Mann geſpielt hatte. Sie hatte aber auch andere Gedanken: Würde nun das alte wiſte Treiben wieder loſgehn? Welches Glück würde es ſein, wenn der Heinrich ſo bliebe, wie er die ſechs Wochen lang war!

Ein prächtiger Sonntagmorgen war auf die ſchwere Nacht gefolgt. Gerade ſaß das Ehepaar beim Kaffee, da klopfte es an die Thür und herein trat der Zbig, der ſein letztes „Ziel“ für die dem Heinrich gelieferte Kuh holen wollte. Der Händler hatte bei ſolchen Gängen mit dem Heinrich keine guten Erfahrungen gemacht, denn gewöhnlich wurde er mit groben Worten abgefertigt, bekam aber kein Geld zu ſehen. Um

ſo angenehmer über- raſcht war er, als ſein Schuldner ihn dieſmal bis auf den letzten Pfennig bezahlte, ja ihm in Ausſicht ſtellte, daß er bald ein neues Hän- delchen mit ihm machen wolle. Das Futter ſei dieſes Jahr gut geraten, und die Kathel habe ſchon lange ſich auch eine

Geiß gewünscht; wenn der Zbig eine recht gute Milcherin habe, ſolle er ſie nur bringen und überhaupt habe er, der Heinrich, noch manches vor.

Arplötzlich war es nämlich hell geworden in ſeinem Kopf. Als er dem Händler die letzte Forderung beglich, kam ihm der Gedanke, daß er das nicht hätte tun können, wenn er ſechs Wochen lang ſeinen Verdienſt wie früher zur Hälfte ins Wirtshaus getragen hätte. Und als der Zbig fort war, rechnete er zuſammen, was es im Jahre ausmacht, wenn man jeden Tag in der Kneipe liegt und um was man damit ſich und ſeine Familie verkürzt, ja betrügt. Die Kneipe? Ja, der Heinrich hatte gar kein Verlangen mehr nach ihr. Und die Kameraden? Die ließ er foppen, wie ſie wollten. Grad gegen- über wohnte einer mit Frau und einem Häuflein armer Würmer in einer gemieteten Dach- ſtube, der half ihm als warnendes Exempel, auf dem guten Pfad zu bleiben. Der Beſenjörg, ſo

hieß der frühere Schuhmachermeister, weil er jetzt Besen machte — murmelte oft, wenn er mangels Kleingeldes natürliches anstatt gebranntes Wasser trank, vor sich hin: „Was ich doch das Wasser so gut — ach hätt' ich noch mein Häuschen!“ Und da hatte der Heinrich genug, und er tat, was selten vorkommt — er segnete seine eigene Dummheit und das sechste und siebte Buch Moses, das ihn gescheit gemacht hatte.

### Die Edlen von Boskop.

Humoreske von Wolfgang Kemter.

So oft in diesem gesegneten Herbst der Schneider Zyprian, im Dorf auch die zaundürre Baßgeigen genannt, weil seine Magerkeit nicht mehr zu übertreffen war und weil er auf Bauernhochzeiten und -bällen die Baßgeige quälte, so oft er also am Häuschen der ledigen, freilich nicht mehr ganz jungen Bockberger-Kathrin vorüberging, blieb er dort stehn und betrachtete mit neidischen Blicken den hart neben Haus und Straße sich erhebenden Niesenapfelbaum, der der Bockbergerin gehörte.

Das war ein Baum, wie er seinesgleichen weit im Umkreis nicht hatte, hoch und breitästig, groß und voll frozender Säfte.

Die Kathrin war aber auch nicht wenig stolz auf den schönsten Baum im Dorf und betreute ihn im Frühjahr mit Mist und Jauche in der liebevollsten Weise. Der Baum dankte die Pflege mit einem fast sprichwörtlich gewordenen Segen.

Dazu kam noch, daß dieser Wunderbaum eine ganz besondere Sorte edelsten Tafelobstes trug, die sogenannten Boskopäpfel, nach ihrem Züchter Edle von Boskop genannt.

Nach heuer, wie überhaupt nahezu alle Jahre, war der Kathrin ihr Baum bombenhagelvoll. Man konnte kaum noch Blätter sehn, überall, am kleinsten Nestchen, hingen die prachtvollen, großen Früchte.

Und dieser Baum mit seiner gelbroten Pracht und seinem fast überirdischen Segen stach dem Schneider Zyprian von Tag zu Tag mehr in die Augen. Einmal aß er gute Äpfel für sein Leben gern, und sodann war zu bedenken, daß bei den heutigen Obstpreisen so ein Baum ein ganzes Vermögen trug, wenigstens für einen armen Teufel, der im Besitz eines beständigen Riesendurstes, aber selten der Mittel war, ihn zu stillen.

Der Wohlgeschmack der Edlen von Boskop war unbeschreiblich. Der Schneider wußte das, er hatte dann und wann einen der gefallenen Äpfel in seiner Tasche verschwinden lassen, um ihn zu Haus zu verspeisen.

Zyprian hatte in diesem Herbst, in dem seine Taschen eine besondere Leere aufwiesen, nur den einen Wunsch: „Fig nochamal, so einen Baum wenn i hätt'.“

Da kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn. Die Bockbergerin war ledig, und er war es auch. Die Kathrin war zwar eine ausgemachte Betschwester, bald fünfzig und keine Schönheit, zudem mit einer bekannt giftigen Zunge bewehrt und geizig obendrein, aber — es ging nun einmal nicht anders — die Edlen von Boskop wollten erheiratet sein.

Drei Tage schlich darauf der Schneider um das Hüttchen der Kathrin herum, würdigte das blißblanke Anwesen kaum eines Blicks und bewunderte nur den unter der Last seines Herbstsegens schier berstenden Baum.

Das Ergebnis war die Erkenntnis, daß der Zweck, Herr dieses Baumes zu werden, jedes Mittel heilige.

Der Schneider zog sich in sein Stübchen zurück. Kämmte sich die borstigen, widerspenstigen Haare, strich sich fünf dutzendmal über das schütterere Ziegenbockbärtchen, gab den wenigen Schnurbarthärcchen eine einheitliche Richtung teils nach links, teils nach rechts, pußte sich dann die Schuhe, was er schon jahrelang nicht mehr getan hatte, und zündete sich endlich zur Ehre und Feier des denkwürdigsten seiner Tage eine lange Zigarre an, die er kürzlich von einem Schmuggler geschenkt bekommen hatte.

Die Vorbedingungen waren gegeben, die Voraussetzungen zum Glücken seines Vorhabens waren erfüllt.

Die zaundürre Baßgeige ging auf Freite, alles den Edlen von Boskop zuliebe.

Der Gang reute ihn sein Leben lang. Er kam schön an.

Wenn er noch nie die Wahrheit gehört hatte, dieses einmal bekam er sie so gründlich zu hören, daß ihm der Kopf sechs Wochen lang rauchte.

„Was,“ hatte die Kathrin geschrien, als sie nach vielem Hin und Her endlich wußte, was der zaundürre Schneider wollte, und hatte sich mit in die Seiten gestemmt Händen vor das heiratslustige Männchen gestellt, „was, ist so 'was scho' amal dag'wesen. So a Sausaus, so a Lüdrian, der den letzten Heller ins Wirtshaus trägt, alles verlumpt und nit amal a ganzes Hemd am Leib hat, der a Schneider sein will und dem die Fezen nur so herunterhängen vom Nock und von die Hosen, so a glaubens- und sittenloser Mensch, der die Kirchen nur von außen anschaut und nie zur heiligen Beicht geht, so a Mensch hat die Frechheit, um a christ-katholische Jungfrau anzuhalten? A Mensch, der was sein ehrliches Gewerbe nit ausübt, dafür aber bei den sündhaftesten Tanzmusiken den Leuten aufspielt, daß sie tanzen und springen und den Herrgott vergessen? I dank' schön für so a Ehr'. Eher so 'was g'schieht, eher fällt mei' Hütten z'sammen oder verdorrt mei' Apfelbaum bis zum letzten Ast. So, Schneider, jetzt weißt, wo der Weg geht.“